**Zeitschrift:** Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik

und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

**Band:** 4 (1909-1910)

Heft: 7

Artikel: Paul Fleming

Autor: Beck., G.

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-748103

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

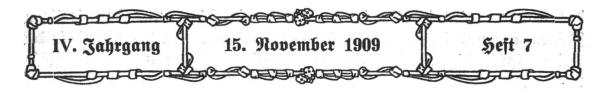
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



## Unmut.

Mich trennt von meinen Weggenossen Der einsam eigene Gedanke, Selbst wo wir gleiche Pfade wandeln Erbauen sie die scharfe Schranke.

Sie messen hab, sie messen Liebe Nach fremdem Maß und fremder Elle. Es fühlt in seinem Kerzen keiner Des eignen Lebens warme Welle.

Wo Gott uns lichten Pfad gelassen, Da fürmen sie die dunklen Schranken Und wissen nicht wie bald sie stürzen Im Licht der rollenden Gedanken.

Rurzsichtige Knaben, die nur immer Vom Gisch des Gages ängstlich essen Und drob der reichen Saatenernte, Die schon heranschwill, ganz vergessen.

Jakob Grüninger.



# Paul Fleming.

(5. Oktober 1609 bis 2. April 1640.) Bon Gottfr. Bed.

"Und du bist Petrus Art, mein Sinn! Wenn man dich dränget, So fragst du zornig strads: wie soll ich schlagen drein? Rein, nein! Das gehet nicht. Steh' aus, was Gott verhänget! Der hat sich wohl gerächt, wer kann gedültig sein."



ei der Beurteilung einzelner großer Männer und ganzer Barteien von tiefgehendem, entscheidendem Einfluß, so= wie bedeutender Perioden, die die geistige Entwicklung in irgend einer Richtung auf die Spike trieben, müssen wir uns vor einem Fehler hüten, in den uns Unerfahrenheit und Nachlässigkeit allzu leicht verleiten. Die Grundlage, das Fundament entgeht unsern Bliden, wir sehen nur den fertigen, schönen, auf und in sich selbst ruhenden Oberbau. In der Geschichte des Geistes sputt die "unbefleckte Empfängnis" nicht nur als religiöses Dogma.

Quther hat die deutsche Schriftsprache begründet in Anlehnung an die einer gewissen Verbreitung sich erfreuende "sechsische Cankleisprache". Die aus dieser literarischen Tat zu erwartende Entwicklung der deutschen Literatur wurde unterbunden durch das konfessionelle Gezänke, das der unerledigten Austragung des Religionskampfes, dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, folgte. Die Renaissancedichter des 17. Jahrhunderts haben dann unter Anlehnung an fremde Muster nach einer fünstlerischen Gestaltung der von Luther geschaffenen Sprache gerungen. Luther konnte und wollte keine künstlerisch literarischen Ziele verfolgen; ihm mußte die Sprache als praktisch wirksames Werkzeug dienen zur siegreichen Durchführung seiner ausschließlich kirchlichen Reform. Erst auf dem vom 17. Jahrhundert mit so großem Fleiß und inniger Liebe angebauten Boden konnte die deutsche Literatur im 18. Jahr= hundert formell und inhaltlich ihre klassische Entfaltung erlangen. Durch die langwierige Arbeit der Sprachreinigung und den beharrlichen Kampf um Anerkennung der deutschen Sprache als Literatursprache erst war dem Klassismus der Boden bereitet. Man kann die Schwierigkeiten, die es kostete, diesen Bestrebungen zum Durchbruch zu verhelfen, ermessen an den zahlreichen Freudebezeugungen darüber, "daß des Olymps Bürgerinnen (die Musen) nun unser Sprach auch zierlich reden können"; daß "wenn Cats, Seins' und Opit singen, so gang nichts Fremdes klingen will"; daß "Benus und ihr ganzer Orden nun kurz auch hochdeutsch worden ist", daß "unser teutscher Mund sich ohne Zwang und Mang reim= lieblich lasse zwingen".

Die Renaissancedichtung liegt uns nach Form und Inhalt, von einzelnem abgesehen, fern. Sie bildete aber, wie schon gesagt, den Nährboden für die darauffolgende klassische Beriode. Ist es Zufall, ist es unbewußte Einwirtung oder absichtliche Nachbildung, wenn Bürgers "Lenore" den nämlichen eigenartigen, kraftvollen Strophenbau aufweist wie eine Ode Flemings, mit der übrigens auch inhaltlich die "Lenore" verwandte Töne hat? Für die trockenweisen Worte Flemings:

"Was man nicht kann vermeiden, Das muß man tapfer leiden"

findet Bürger allerdings den leidenschaftlichen Ausbruch:

"Geduld! Geduld! Wenns Berg auch bricht! Mit Gott im Himmel habre nicht!"

Und viele dichterische Sentenzen der Renaissance haben in klassi=scher Prägung heute noch Kurs.

Das am erfolgreichsten angebaute Gebiet der Renaissancedichtung ist die Lyrik. Weder sür die epische Dichtung noch für das Drama waren die Vorbedingungen vorhanden. Es sehlte an nationalen Selden; es sehlte die nationale Größe, ja es waren nicht einmal nationale Ziele vorhanden; in der Gesellschaft waren keine treibenden Ideen. Deutschland war durch den gräuelvollsten Religionsstreit entzweit. Das evangelische Prinzip vertrat ein ausländischer Monarch, dessen wirkliche oder angebliche geheime Absichten überdies in Deutschland Mißtrauen erregten. Deutschland war nicht nur politisch der Schauplatz ehrgeiziger und selbstsüchtiger Pläne seitens fremder Völker und Fürsten; das Fremdeländische war überdies in Gesellschaft, Sitte und Sprache maßgebend. Die schmachvolle Abhängigkeit und die entsetliche Not der Ariegsjahre reizte vor allem aus zur Satire. Das Elend war so groß, daß vorderhand keine Rettung möglich schien und es für den Dichter nur eine subjektive Lösung der ihn bewegenden und umgebenden Konflikte gab.

Das gilt in erster Linie für den bedeutendsten Lyriker des 17. Jahrhunderts, der zugleich die ansprechendste Gestalt auf dem Parnaß der deutschen Renaissance ist: Paul Fleming. Allerdings haben seine äußeren Lebensumstände dem genannten Dichter diese subjektive Lösung leicht gemacht. Seine sorgenfreie glückliche Jugendzeit in einer schönen Gegend mag grundlegend geworden sein für seine heitere Charakteranlage, und der seinere Umgang mit einer befreundeten gräslichen Familie mag in ihn den Sinn fürs Maßvolle gelegt haben. Die Sinweise aus seine Kindheit sind zwar spärlich. Aber auch nur jene Stelle in der Elegie an sein Vaterland genügt, um den Zusammenhang zwischen Natur und Charakter zu erhellen, wo er sagt:

> "Ach, daß ich mich einmal doch wieder sollt erfrischen An deiner reichen Lust, du edler Muldenfluß, Da du so sanste gehst in bergichten Gepüschen, Da, da mein Hartenstein mir bot den ersten Kuß. Wie jung, wie klein ich auch ward jener Zeit genommen Aus deiner süßen Schoß, so fällt mir's doch noch ein, Wie oft ich lustig hab' in deiner Flut geschwommen. Mir träumet ofte noch, als sollt' ich um dich sein."

Ehrendes Zeugnis für seine Stiefmutter und zugleich den Beweis für seine glückliche Jugend legen mehrere Stellen ab; so in der Huldigung an Herrn Olearien die Worte: "Ich bin von Jugend an in Sanstmut auferzogen", und in seiner selbstverfaßten Grabschrift das Bekenntnis, daß er war "des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren".

Seine Schul= und Universitätszeit war nicht minder glücklich, indem ihm das Schicksal die nicht zu häufige Gunst gewährte, durch gleiches Streben verbundene liebe Freunde und vor allem aus verständnisvolle Leherer zu finden, die frühe seinen Beruf erkannten. In seinem großen Besch

kanntenkreis waren viele tüchtige Männer, und daß darunter einige fähige, ja hervorragende Musiker waren, wird nicht wenig dazu beigetragen haben, seiner Sprache die verhältnismäßige Eleganz und den Wohlsklang zu geben. In diesen Kreisen herrschte neben ernstem Streben heisterer Lebensgenuß, der sich gelegentlich zu bacchischem übermut steigerte, "bis wir nicht mehr können stehn". Aber Musik ist dabei nötig,

"die ist's, die den himmel mehrt. Sie macht Götter auch aus hirten."

Das eben zitierte Gedicht erinnert in genußfreudiger Stimmung und fließender, nicht überladener Darstellung an das Goethesche Gesellschaftszied. Es ist sehr leicht komponiert, entsprechend dem Anlaß, ohne die sonst so beliebten schweren Bilder und ermüdenden Antithesen.

In seiner Universitätszeit mußte Fleming allerdings das Leben auch von seiner herben Seite kennen lernen. Er verlor seinen liebsten Freund Gloger, der ihn in die Poesie eingeführt hatte, und um den er Töne aufrichtigster, innigster Alage gefunden hat. Auch seine Jugendgeliebte hat er damals verloren. Seine gesicherten angenehmen Lebensverhältnisse mögen im Verein mit diesen herben Schlägen seinen starken hingebenden Glauben, seine heitere Zuversicht, seine philosophische Beschaulichkeit und seine auf der Erkenntnis der Gesetze des Menschenlebens beruhende Er= gebung in das Schickfal, soweit es sich erfüllt hat und nicht mehr abzuändern ist, bewirkt haben. Diese männliche Ergebenheit zeigt sich bei ihm als tiefe Frömmigkeit und spricht sich aus namentlich in der Ode: "Laß dich nur nichts tauren", wo der fraftvoll gedrängte Aufbau des Gedichts dem Inhalt glüdlich angepaßt ist. Wie unmittelbar empfunden dieses Gedicht ist, verrät auch die einfache Sprache. Die Resignation des Dichters, die sich in zahllosen Stellen seiner Gedichte kundgibt, ist nicht etwa der Ausfluß eines schwachen Gemüts, einer fraftlosen Natur, eines indifferenten Geistes. Im Gegenteil! Nach seinem eigenen Zeugnis wäre Fleming eher von des Petrus Art, die leicht den Degengriff findet. Aber seine Leidenschaftlichkeit findet ihr Korrektiv in seiner Bildung und Weltkenntnis. Bezeichnend für Flemings Geistesart ist jenes prometheische Sonett:

## An sich.

Sei dennoch unverzagt, gieb dennoch unverloren, weich keinem Glücke nicht, steh' höher als der Neid, vergnüge dich an dir und acht' es für kein Leid, hat sich gleich wieder dich Glück, Ort und Zeit verschworen.

Was dich betrübt und labt, halt alles für erforen, nim dein Verhängnüß an, laß' alles unbereut. Tu, was getan muß sein, und eh' man dirs gebeut. Was du noch hoffen kannst, das wird noch stets geboren. Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke Ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an, dies alles ist in dir. Laß' deinen eitsen Wahn,

> Und eh' du förder gehst, so geh' in dich zurücke. Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kan, dem ist die weite Welt und alles untertan."

Seine Welterfahrenheit hat er sich nicht zum kleinsten Teil auf seisnen großen Reisen geholt. Als Mitglied der holsteinischen Gesandtschaft des Herzogs Friedrich von Gottorp ist er in Rußland und Persien gewesen, und jener Zeit verdanken wir Flemings erfolgreichstes und reisstes poestisches Schaffen und die fruchtbarste Anregung hiezu. Welche kosmoposlitische Weitherzigkeit spricht sich aus in der Strophe:

"Meint nicht, wie der Pöfel spricht, Mitternacht sei ganz ohn' Ehren, Persien das habe nicht, Was uns könne Weisheit lehren. Denkt, daß in der Barbarei Alles nicht barbarisch sei."

Die persische Reise diente in erster Linie merkantilen Zwecken. Aber abgesehen davon, daß des lebhaften Dichters Phantasie ungemein angeregt werden mußte von der Fülle des Neuen, das seiner wartete, und das er erlebte, war es für die poetische Tätigkeit Flemings nicht unbedeutend, daß er die Reise in den Dienst einer höhern Idee stellte; ihm bedeutete sie die Anbahnung eines neuen Kreuzzuges gegen die Türken:

"Byzanz, du sollst unser heißen."

Im Stil zeigt Fleming die Fehler seiner Zeit und Richtung. Durch seinen schlesischen Studienfreund Gloger wurde er in die Poesie eingeführt, und er entwickelte sich rasch zu einem begeisterten Jünger und Nach= ahmer des schlesischen Meisters Opit, für den er Worte glühender Berehrung findet, "den Meister deutscher Lieder, das Wunder unserer Zeit, den Pindar, Homer, Maro unsrer Zeiten, den Herzog deutscher Saiten, den Herzog meiner Lust". Es ist sein redliches Bemühen, der deutschen Sprache eine poetische Gestaltung zu geben, sie zur Literatursprache zu adeln, und das wird wohl auch der Grund sein zu der in manchen Gedichten oft zur Unerträglichkeit sich häufenden Antithesen, zu den zahlreichen oft schweren Bildern, wie sie eine Gelehrtenpoesie eben auszeich= nen. Die vielen Wiederholungen und umständlichen Umschreibungen werden wohl oft als Zeugen für die Innigkeit des Gefühls anerkannt und empfunden, häufig aber auch sind sie Beweise für das mißlungene Ringen nach einem adäquaten fünstlerischen Ausdruck. Der "Zierde Bier" und des "Glanzes Glanz" sind ja wohl Maximalbezeichnungen, aber was sagen sie im Grunde? Das einen ganzen Bers füllende vier= mal wiederholte "ach!" hat nicht so große überzeugende Kraft, um die darauffolgende Frage: "Wem ist mehr weh als mir?" unbedingt in Fle= mings Sinn beantworten zu müssen.

Uebrigens darf man auch in allen diesen Unzulänglichkeiten das Streben nach einer fünstlerischen Gestaltung der Sprache nicht verkennen. Wenn die deutsche Sprache mit der von Gelehrten und Dichtern in langen Zeiten gepslegten und verseinerten lateinischen Sprache und mit ihren romanischen Schwestersprachen in Wettbewerb treten wollte, so mußte das Formelle naturgemäß eine große Rolle spielen in einer Sprache, die als derbe, ungebildete Volkssprache das poetische Erzeugnis des Anittelverses zeitigte.

Aber gerade Paul Fleming hat sich von den Fehlern seiner Zeitzgenossen am meisten ferngehalten. In manchen seiner Gedichte ist er von überraschender Schlichtheit und Natürlichkeit; seine Sprache ist reich an schönen Bildern und zarten Tönen. Was uns aber am meisten zu Paul Fleming hinzieht, das ist der von vielen seiner Schöpfungen ausstrahzlende Zauber einer fräftigen Persönlichkeit von ebenso starker Empfinzungskraft wie lebendiger Gestaltungsgabe. Wir empfinden es nicht als überhebung, wenn er in seiner sechs Tage vor seinem Tode verfaßten Grabschrift sagt:

"Ich war an Kunst und Gut und Stande reich, des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren, frei, meine, kunte mich aus meinen Mitteln nähren, mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich,

Von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich, jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören, bis daß die letzte Glut diß alles wird verstören. Diß, deutsche Klarien, diß Ganze dank' ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde, ich sag' euch gute Nacht und trete willig ab. Sonst alles ist getan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das tu er seinem Feinde. Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben? An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben."

